

SEELSORGE IM WANDEL

Zur 50-Jahr-Feier des Pastoralamtes
der Diözese Linz

Herausgegeben
vom
Diözesanarchiv Linz
Redigiert von Rudolf Zinnhöbler
in Zusammenarbeit mit
Johannes Ebner

Linz 1989

INHALT

Vorwort	3
FRANZ VIEBÖCK † Seelsorge im Wandel: 1915—1975	5
JOSEF BIRMILI Seelsorgeamt und Seelsorge im Bistum Linz zur Zeit des Nationalsozialismus	16
JOSEF WIENER Franz Vieböck — erster Leiter des Seelsorgeamtes	50
RUDOLF ZINNHOBLER (Hg.) Seelsorge und Seelsorgeamt im Bistum Linz in Dokumenten (1927—1944)	54
BILDANHANG	68

SEELSORGE IM WANDEL: 1915—1975

Von Franz Vieböck †

Im Wintersemester 1974/75 wurde an der Katholisch-Theologischen Hochschule Linz ein kirchengeschichtliches Seminar zum Thema „Das Bistum Linz im Dritten Reich“ abgehalten. Dazu wurden auch mehrere Zeitzeugen eingeladen, einer davon war der langjährige Leiter des Seelsorgeamtes Prälat Franz Vieböck. In seiner bekannten Bescheidenheit wollte er nicht über sein Wirken in der NS-Zeit sprechen, sondern entschied sich für „Seelsorge im Wandel“. Sein Referat bietet einen großen Überblick, der im einzelnen vielfältig ergänzt werden könnte. Dennoch mag diese knappe und dabei doch persönliche Zusammenschau von Interesse sein.

Die Tonbandabschrift des Referates besorgte Franz Kessler, die redaktionelle Bearbeitung nahm Rudolf Zinnhobler vor. Der Vortragsstil wurde im Sinne der Unmittelbarkeit bewußt beibehalten.

Redaktion

Vorbemerkung

Ich habe mich selber für dieses Thema ausgesprochen, weil ich glaube, daß es für Sie von Nutzen sein könnte, wenn Sie sich manche Entwicklung bewußt machen. Vielleicht hilft es Ihnen zu einem ausgewogenen Urteil, vielleicht gibt es Ihnen Mut und Zuversicht für die künftigen Entwicklungen.

Ich habe das Thema auch gewählt, weil mich selbst ein Überblick und eine Zusammenschau interessieren; ich bedauere nur, daß ich zu wenig Zeit hatte, alles so gründlich zu überdenken, wie es für unser heutiges Zusammensein nötig gewesen wäre.

Es ist eine typische Alterserscheinung, wenn ein Mensch nur mehr in der Vergangenheit lebt und immer wieder von der Vergangenheit redet und die Vergangenheit glorifiziert. Ich möchte betonen, daß ich mich nicht freiwillig für ein Referat in diesem zeitgeschichtlichen Seminar gemeldet habe, sondern ich bin aufgefordert und eingeladen worden, und ich glaube, Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich als „laudator temporis acti“ auftrete.

Wenn ich von Seelsorge rede, so muß zuerst der Begriff geklärt werden. Ich meine hier nicht Seelsorge im weitesten Sinn, die auch den Eltern wie den Lehrern und Erziehern obliegt, sondern ich meine das Bemühen der hauptamtlichen Priester um die Vermittlung der christlichen Wahrheit und Gnade zum ewigen Heil der Seelen.

Und wenn ich vom Wandel spreche, so meine ich den Wandel der Wege und Methoden, der wieder durch den Wandel der Zeitumstände bedingt ist sowie durch den Wandel der Menschen, an denen die Seelsorge zu üben war.

Noch eine Vorbemerkung zum Aufbau meines Referates. Ich möchte zuerst in chronologischer Reihenfolge einige Fakten und Ereignisse markieren, die mir für die Entwicklung der Seelsorge bedeutungsvoll zu sein scheinen, und dann thematisch das Ergebnis der Entwicklung aufzuzeigen versuchen.

Rückblick auf die Seelsorge zur Zeit meiner Kindheit

Vor sechzig Jahren schrieben wir 1915. Das war im Ersten Weltkrieg. Ich war damals ein Bub von acht Jahren. Über die Seelsorge jener Zeit ein Urteil abzugeben, wäre eine Vermessenheit. Dieses Urteil käme aus der Kinderperspektive, also aus einem sehr engen Gesichtswinkel. Ein paar Dinge aus meiner Erinnerung sind aber vielleicht doch bemerkenswert.

Nach dem Schematismus des Jahres 1915 hatte meine Heimatpfarre Helfenberg 2.206 Katholiken. Die Pfarre hatte einen Pfarrer, der damals fünfundfünfzig Jahre alt war, und einen Kooperator, der im Jahre 1911 geweiht worden war, also einen rüstigen Pfarrer und einen ganz jungen Kooperator, und das für nur 2.200 Seelen! Eine vierklassige Schule war zu betreuen, keine Filialschule, keine Filialkirche, eine kleine Wallfahrtskirche in drei Viertelstunden Entfernung, wo im Sommer an Samstagen eine Messe zu halten war. Personell war also die Pfarre bestens ausgestattet. Ich weiß gar nicht, was die Priester immer getan haben. Ich wußte natürlich um die Schulstunden, um die Taufen, um die Begräbnisse und Versehgänge. Diese waren freilich, das muß ich der Gerechtigkeit halber ausdrücklich bemerken, viel häufiger als heute, weil die Leute viel seltener ins Spital gekommen sind. Die Versehgänge nahmen viel Zeit in Anspruch, weil sie zu Fuß gemacht werden mußten; da hat es immerhin Wege bis zu zwei Stunden an die böhmische Grenze gegeben.

Ich erlebte die Gottesdienste mit den Predigten. Bemerkenswert waren die Fastenpredigten, bei denen — wie ich mich erinnere — die Kirche immer voll war. Zu erwähnen ist auch die „Sonntagsschule“, das war ein Katechismusunterricht in der Kirche am Sonntagnachmittag.

Aus den Jahren des Ersten Weltkriegs ist mir noch in Erinnerung, daß damals von der Kanzel aus in überaus patriotischer Weise das Kriegsgeschehen behandelt worden ist, daß der Pfarrer sehr intensiv geworben hat für die Zeichnung von Kriegsanleihen und daß er in der Schule davon erzählt hat, daß z. B. unsere Truppen schon nach Venedig hineinsehen usw.

Erinnerlich ist mir auch, daß der Pfarrer — ich glaube täglich — mit seinem Hund, einem schwarzen Pudel, eine Virginia rauchend, spazieren ging. Der Spaziergang endete regelmäßig im Gasthaus am Bürgertisch, wo der Schulleiter, der Arzt und der Pfarrer zusammenkamen und „politisierten“ oder auch zur Tarockkarte griffen.

Schließlich erinnere ich mich aus der Kindheit noch daran, daß der Dechant, wenn er zur Kirche kam, in einer zweispännigen Kutsche einfuhr und die Glocken zu seinem Kommen und auch wieder, wenn er von der Kirche wegfuhr, läuteten. Das sind alles nur kleine Schlaglichter auf die Seelsorge vor sechzig Jahren, soweit eben ein achtjähriger Bub Einblick gewinnen konnte.

Um aber nicht bloß aus der Perspektive eines Zweit- oder Drittklasslers ein Urteil abzugeben, habe ich auch die Akten der Ersten Diözesansynode konsultiert, die im Jahre 1911 stattgefunden hat. Vielleicht, so sagte ich mir, sind hier Schwerpunkte der Seelsorge festgestellt oder Richtlinien für die Zukunft gegeben.

Vielleicht interessiert es Sie, daß damals an der Diözesansynode 417 Priester teilgenommen haben. Die Synode dauerte zwei oder drei Tage, vom 22. bis 24. August 1911. Die Synodaldekrete machen nur 29 Seiten aus und sind durchwegs lateinisch abgefaßt. Viel umfangreicher sind die Beilagen über die Verwaltung des Pfründen- und Kirchenvermögens, die Ehegesetze, die Gesetze und Verordnungen über den Religionsunterricht.

Das erste Kapitel der Synodaldekrete handelt über die Predigt, bringt ausführliche Zitate aus dem Tridentinischen Konzil und aus der Wiener Provinzialsynode über Wichtigkeit und Notwendigkeit der Predigt. Konkrete seelsorgliche Anweisungen konnte ich eigentlich nur darin erblicken, daß zur Fastenzeit Fastenpredigten über das Leiden des Herrn allwöchentlich in allen Pfarrkirchen neben den gewöhnlichen Predigten vorgeschrieben wurden, daß ein Predigtbuch mit Eintragungen über den Predigtinhalt geführt werden sollte, daß nach der Predigt ein allgemeines Schuldbekenntnis zu sprechen und die deprekative Lossprechung zu geben war (Bußandachten oder Bußfeiern sind also nicht erst eine Erfindung unserer Tage).

Das zweite Kapitel handelt vom Religionsunterricht. Darin ist festgelegt, daß am Sonntagnachmittag jene, die frühzeitig aus der Schule entlassen wurden, die sogenannte „Sonntagsschule“ besuchen mußten. Besonders die Bauernkinder, die schon notwendig zur Arbeit am Hof gebraucht wurden, wurden damals früher aus der Schule entlassen. Dafür mußten sie ein paar Stunden am Sonntag in die Schule und dann am Nachmittag in die Kirche gehen, wo sie eine katechetische Unterweisung mitmachen und anschließend die Segenandacht mitfeiern mußten.

Die weiteren Kapitel handeln über die Sakramente, jedoch fast nur unter dem juristischen Aspekt, etwa über die Materie der Konsekration usw.

Ein eigenes Kapitel betrifft das Begräbnis, wem es zu gewähren, wem es zu verweigern sei usw. Die ganze Diözesansynode war also sehr juristisch ausgerichtet.

Ein letztes Kapitel war außerordentlichen Mitteln der Heiligung des Volkes gewidmet. Zwei Zeilen erwähnen, daß alle zehn Jahre eine Mission oder Missionserneuerung durchzuführen sei; drei Zeilen empfahlen die Exerzitien, einige Zeilen die christlichen Vereine: Drittorden, Kongregationen usw.

Also sehr aufschlußreich über die seelsorgliche Linie des Jahrzehnts von 1910 bis 1920 sind die Synodenakten von 1911 gerade nicht. Auch die Kommuniondekrete Papst Pius' X. (1903—1914) sind nicht direkt erwähnt. Nur im Zusammenhang mit der katechetischen Unterweisung ist dann die Rede, daß die Kinder bis zum Ende der dritten Klasse den Kleinen Katechismus auswendig können und frühzeitig mit der Messe und mit dem

Allerheiligsten Altarssakrament vertraut gemacht werden sollten; wenn die Kinder das Verlangen oder den Wunsch hatten, konnten sie auch schon auf den Empfang der Kommunion vorbereitet werden.

Die Zwischenkriegszeit

1922 hat Papst Pius XI. (1922—1939) in einem eigenen feierlichen päpstlichen Schreiben den hl. Ignatius zum Patron der Exerzitien erklärt. Er hat dann 1929 noch eine Enzyklika über die Exerzitien herausgegeben.

In dieser Zeit nach dem Ersten Weltkrieg begann die Laienexerzitienbewegung. Bis zum Krieg hatte es nur in Puchheim und in Ebenzweier Möglichkeiten zu Exerzitien gegeben; dorthin kamen Laien aus der ganzen Monarchie, auch Leute aus Prag und Brünn machten dort bei den Redemptoristen Exerzitien.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde dann besonders von der Jugendbewegung aus diese Möglichkeit der Vertiefung gesucht, und man hielt Ausschau nach Gelegenheiten zu Exerzitien. Bischof J. M. Gföllner (1915—1941) gründete 1927 ein Exerzitiensekretariat. Das war die erste Diözesanstelle mit pastoraler Aufgabe. Daß ich damals als Theologiestudent schon in diesem Exerzitiensekretariat mitgearbeitet habe, ist mir zum „Verhängnis“ geworden. Das war dann irgendwie der Anlaß dafür, daß ich später nicht auf der Linie bleiben konnte, die ich mir vorgestellt hatte, nämlich der Pfarrseelsorge, sondern ich wurde bald zu Sekretariatsarbeiten herangezogen.

1928 schrieb Bischof Gföllner einen Hirtenbrief über die Exerzitien, und 1932 konnte ein eigenes Exerzitienhaus für die Diözese in Subiaco (bei Kremsmünster) eröffnet werden, das die Oblaten des hl. Benedikt geschaffen hatten. Es entstand unter starker finanzieller Beteiligung des Stiftes Kremsmünster, das jedoch auch das Risiko nicht ganz übernehmen wollte. Subiaco sollte zugleich das Mutterhaus für die neu gegründete bzw. im Werden befindliche Schwesternschaft, die Schwestern von Subiaco, heute die Benediktinerinnen vom Unbefleckten Herzen Mariä in Steinerkirchen, sein. (Ein ausführlicher Beitrag zur Geschichte der Laienexerzitien in der Diözese Linz findet sich im Jahrbuch für die Katholiken des Bistums Linz 1955.)

Am 23. September 1922 erschien das päpstliche Rundschreiben „Ubi arcano“, mit dem der Papst die Katholische Aktion als Teilnahme der Laien am hierarchischen Apostolat der Kirche proklamierte. Von da an ging mit unterschiedlicher Intensität der Ruf nach der Katholischen Aktion auch durch unsere Diözese.

Die erste Phase der Katholischen Aktion (KA) war eine Zusammenfassung der schon bestehenden katholischen Vereine. Es gab z. B. die katholische Frauenorganisation, und zwar für ganz Österreich, wobei aber jede Diözese eine eigene Zweigstelle hatte. Es gab den Reichsbund der katholischen Jugend Österreichs, es gab die katholischen Mädchenvereine, es bestanden zahlreiche Kongregationen, besonders Mädchenkongregationen. Schließlich gab es auch den Katholischen Volksverein für Oberösterreich, der aber erst

im Jahre 1934 zu einem Glied der KA wurde; er war — gegründet zur Zeit Bischof Rudigiers (1853—1884) — vorher praktisch eine politische Organisation, durch die die Katholiken zur Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Rechte aufgerüttelt werden sollten.

Das Volksvereinssekretariat war seit 1925 in der Harrachstraße 12 untergebracht. Hier waren die verschiedenen Bünde beisammen, die im Volksverein zusammengefaßt waren. Der Volksvereinssekretär Ernst Hirsch (1892—1973) war sozusagen der Parteisekretär der Christlichsozialen Partei. Er organisierte die Wahlen, kandidierte dann selber für den Nationalrat, später wurde er Landesrat.

Im Spätherbst 1933 untersagten die österreichischen Bischöfe allen Priestern die Ausübung politischer Mandate, zogen also alle Priester aus der aktiven Politik zurück.

Nun kam die Zeit der Vaterländischen Front. Alle früheren Parteien oder parteiähnlichen Gliederungen mußten aufgelöst werden. Die Männer des katholischen Volksvereins fürchteten das gleiche für den Volksverein, weshalb sie gerne bereit waren, sich mutieren zu lassen. Der Präsident des Volksvereins, Nationalrat Dr. Josef Aigner (1884—1947), trat zurück, ebenso der Sekretär, Landesrat Ernst Hirsch. Damals, im Herbst 1934, wurde ich als Sekretär in den Volksverein berufen mit der Aufgabe, den Volksverein als ein Glied der KA weiterzuführen. Ich durchschaute damals die politischen Hintergründe als ganz junger Kaplan noch nicht völlig, auch nicht, daß die maßgebenden Leute im Volksverein im stillen nur darauf warteten, wann sie ihre früheren Funktionen wieder ausüben und den Volksverein wieder zu dem machen könnten, was er gewesen war. Jedenfalls fuhr ich vier Jahre von Ort zu Ort herum und sprach vor Zuhörern hinter Biergläsern in rauchigen Wirtshausstuben über die KA. Das war die erste Phase der KA in unserer Diözese.

Mit dem Einbruch des Nationalsozialismus war natürlich dann alles vorbei, denn alle katholischen Vereine mußten aufgelöst werden oder wurden zwangsweise aufgelöst und enteignet, wie zum Beispiel der Volksverein, der eben doch auch vier Jahre nach seiner Umwandlung noch immer einen politischen „Geruch“ hatte; daher wurde er aufgehoben und enteignet.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde wieder mit dem Aufbau der KA begonnen, aber nicht mehr vereinsmäßig, was manche frühere Funktionäre sehr kränkte und verstimmte. Bis vor kurzem konnte man diesbezüglich noch Vorwürfe hören, etwa beim Begräbnis des ehemaligen Landesrates Theodor Pritsch († 17. Oktober 1974), bei dem der Bundesobmann des Alt-Reichsbundes Melchart darüber klagte, daß man 1945 den Reichsbund nicht mehr aktiviert habe.

In das Licht der Öffentlichkeit trat die KA im Oktober 1950 mit einem ersten Diözesantag der KA, der aber auch schon Rechenschaft gab über die intensive Arbeit, die seit 1945 geleistet wurde. Aus dem Linzer Kirchenblatt vom 5. November 1950 spürt man, glaube ich, noch die Begeisterung heraus, die diese Tagung erfüllte und die sie ausstrahlte.

Ein weiteres Jahr, das ich nennen möchte, ist das Jahr 1928, das Jahr der Zweiten Linzer Diözesansynode (21. bis 22. August 1928). Sie dauerte auch nur zwei Tage, aber ihre Akten wurden schon deutsch gedruckt und beinhalten bereits eine Menge seelsorglicher Anregungen. Unter den Aufgaben des Pfarrers wird z. B. genannt, daß er auch dem Volksbildungswesen Aufmerksamkeit schenken soll und in jeder größeren Pfarre eine Pfarrbücherei bestehen soll. Es wird die Herausgabe von Pfarrblättern für größere Pfarren empfohlen. Es werden zwei Pastoralkonferenzen im Jahr vorgeschrieben, für die von allen Priestern, die noch nicht zehn Jahre in der Seelsorge waren, jeweils ein Thema auszuarbeiten war. Das war der Weg der Priesterfortbildung von damals und blieb es bis herein in die sechziger Jahre. Dann waren die Kapläne schon zu wenig — in vielen Dekanaten gab es überhaupt keine mehr —, sodaß dann andere Wege der Priesterfortbildung beschritten wurden.

Während bei der ersten Diözesansynode zum Bußsakrament nur bemerkt wurde, daß die Gläubigen beim Verlesen des „Praeconium paschale“ zur Osterbeichte einzuladen sind, verlangt Synodus II: „Es ist heilige Pflicht aller Pfarrseelsorger, den ihnen anvertrauten Gläubigen reichlich und leicht Beichtgelegenheit zu bieten. Jeden Sonn- und Feiertag und am Vorabend, und in größeren Pfarren mit mehreren Geistlichen ist täglich Beichtgelegenheit zu bieten zur Zeit der ersten Messe“.

Mit den Synodaldekreten wurden eine ganze Reihe von Leitsätzen für die pfarrliche Seelsorge veröffentlicht. Ich kann nicht im einzelnen darauf eingehen, ich möchte nur einen Hauptpunkt herausheben: Es wurde besonders die Standesseelsorge betont, und es wurde empfohlen, die Standessonntage einzuführen, etwa so, daß am ersten Sonntag die Burschen, am zweiten die Männer, am dritten die Frauen und am vierten die Mädchen gerufen sind. An diesem Tag waren sie eingeladen zum Empfang der Sakramente, und nachmittags oder abends sollte eine Standesunterweisung für sie stattfinden; weil diese zu den kirchlichen Festzeiten und im Sommer ausfiel, fand pro Stand etwa sechs Mal im Jahr eine solche Unterweisung statt.

Bei dieser Synode wurde auch das Ersuchen an den Bischof herangetragen, er solle einen Rat von erfahrenen Seelsorgern einsetzen, der aktuelle Pastoralfragen beraten und dem Bischöflichen Ordinariat Vorschläge zur Durchführung machen sollte. Der Bischof nahm diese Anregung gut auf und versprach, Wege zu überlegen, wie sie realisiert werden könne.

Im Jahre 1929 gründete er dann aufgrund dieser Anregung das Katholikensekretariat. Das war die zweite pastorale Diözesanstelle, die es in der Diözese Linz gab. Dieses Sekretariat wollte den Seelsorgern in der Bewältigung der Seelsorge an die Hand gehen, besonders bei der Einführung der Standessonntage und bei der Einführung von Pfarrbeiräten. Auch das Exerzitiensekretariat, von dem ich schon gesprochen habe, wurde dem Katholikensekretariat einverleibt. Leiter des Katholikensekretariats war Dr. Franz Ohnmacht (1893—1954), der einmal eine bedeutende Stellung in der Diözese innehatte,

dafür aber auch 1938 sofort verhaftet und nach Dachau überstellt wurde. Man hat vielfach gesagt als Geisel für den Bischof, den man sich aus Angst vor einer Reaktion beim Volk nicht festzunehmen getraute.

Ein weiteres Jahr verdient Erwähnung, nämlich 1933. In diesem Jahr wurde in Wien ein großer Katholikentag abgehalten. Dabei wurde erstmals bei einer großen offiziellen Veranstaltung eine sogenannte „Betsingmesse“ gehalten. Dabei wurde das, was der Klosterneuburger Chorherr Pius Parsch schon seit einem Jahrzehnt in seiner kleinen Kirche St. Gertrud praktiziert hatte, einmal im großen Stil vorgeführt, wenn ich das so ausdrücken darf. Denn bis dorthin war es ja immer noch verdächtig, eine Betsingmesse zu halten. 1933 war — glaube ich — ein sehr entscheidendes Datum. Von da an galt eine Betsingmesse als mögliche Form der Liturgie. Doch gerade heute sagte mir ein Priester, daß er in seinen ersten Seelsorgsjahren — in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre — an einem Ort wirkte, wo monatlich eine solche Betsingmesse stattfand; das sprach sich in der Umgebung herum, und viele Leute, die sonst dort den Gottesdienst besuchten, gingen an den betreffenden Sonntagen anderswo zur Messe. Es braucht also alles seine Zeit, bis es im Volk ankommt und akzeptiert wird.

Hier noch ein paar Bemerkungen die Liturgie betreffend:

Zunächst wurde die Möglichkeit einer lebendigen Mitfeier der Messe durch die Einführung von Lektoren oder Vorbetern geschaffen, die parallel zu dem lateinisch zelebrierenden Priester die Gebete und die Lesungen vortrugen. Das war schon eine Form der Meßfeier, die spüren ließ: Wir möchten mehr von der Messe mitbekommen. Aber es war noch nicht mehr erlaubt, als daß ein Interpret die Messe sozusagen nebenher begleitete.

Ich möchte hier auch die Verlegung der Meßzeiten anführen, was für die Seelsorge unheimlich bedeutungsvoll wurde. Schon 1912 stellte die Österreichische Bischofskonferenz ein Ansuchen um Erlaubnis der Abendmesse. Das wurde natürlich nicht bewilligt. In der Notsituation des Zweiten Weltkriegs wurde dann das durchgeführt, was in normalen Zeiten nicht gestattet worden war. 1941 wurde die Erlaubnis gegeben, daß nach nächtlichem Fliegeralarm auch zwischen 13 Uhr und 17 Uhr zelebriert werden durfte, wenn zumindest ein vierstündiges Jejunium vorausging.

Ab dem Fest Maria Empfängnis 1941 wurden Abendmessen an kirchlich gebotenen, aber staatlich zur Arbeit beanspruchten Feiertagen gestattet. An solchen Tagen war es erlaubt um 19 Uhr, spätestens um 19.30 Uhr, eine Abendmesse zu halten.

1942 wurde das auch für die Sonntage und offiziellen Feiertage erlaubt, und zwar wurde es zuerst für Linz, Steyr und Wels vorgeschrieben, daß an solchen Tagen in jeder Stadt wenigstens eine Abendmesse sein sollte. Für die anderen Orte konnte die Erlaubnis aufgrund eines Ansuchens an das Bischöfliche Ordinariat erteilt werden. Dann wurde allmählich auch das eucharistische Jejunium erleichtert. Schließlich brachte das Zweite Vatikanische Konzil (1962—1965) die Möglichkeit der Verwendung der Volkssprache

(bei der Eucharistiefeier) mit Ausnahme des Kanons. „Der wird nie deutsch“, sagten Überzeugte; auch ich. Doch es dauerte kein Jahrzehnt, bis auch der Kanon „deutsch“ geworden ist.

Die Zeit des Nationalsozialismus — Gründung des Seelsorgeamtes

„Aufbau im Widerstand“ heißt ein Buch von Prälat Karl Rudolf (Wien), dem Vorkämpfer für die Seelsorgeämter nicht nur in Österreich, sondern auch in Deutschland, ja man kann sagen in der ganzen Welt. Dieser „Aufbau im Widerstand“ erfolgte in der NS-Zeit. Es war dies eine Zeit, in der es vor allem darum ging, neue Möglichkeiten für die Seelsorge zu suchen, und das, was durch die Gestapo verboten wurde, auf andere Weise zu kompensieren. Manchmal sagten wir uns damals: „Der Teufel beißt sich in den Schwanz“. Wenn eine Sache verboten wurde, gelang es nicht selten, sie durch eine andere, noch wirksamere zu ersetzen. Als z. B. Aussendungen an die Pfarrämter verboten und die vorhandene Abzugmaschine beschlagnahmt wurde, sagte uns die Gestapo selber: „Sie haben ja die Möglichkeit, zu den Kleruskonferenzen zu sprechen“. So wurden die Kleruskonferenzen vermehrt. Freilich mußte man auch bedenken, daß auch Kleruskonferenzen nicht absolut sicher vor Bespitzelung waren. Ich bekam jedenfalls selbst einmal aus einem Papierkorb der Gestapo über zwei Mittelsleute den Entwurf eines Protokolls einer Kleruskonferenz, die ich in Ried gehalten hatte, in die Hand. Das Protokoll, mit wörtlichen Zitaten von dem, was ich gesagt hatte, war nach Berlin gegangen. Ich weiß bis heute nicht, wie das möglich war. Die Gestapo hätte sich aber sicherlich auch gewundert, wenn sie erfahren hätte, daß ich ihre Aufzeichnungen in die Hand bekam. Spionage gab es also auf beiden Seiten.

Mit dem „Anschluß“ 1938 stand die Seelsorge gewissermaßen an einer „Stunde Null“, besonders weil die Vereine, mit denen früher gearbeitet wurde, mit einem Schlag vernichtet wurden. Die Seelsorger waren ratlos, hilflos. Bischof J. M. Gföllner aktivierte damals das Seelsorgereferat der KA (1938). Im Juni 1939 wurde das Seelsorgereferat nach dem Beispiel anderer Diözesen zum Seelsorgeamt.

1939 kam das Diözesangebet- und -gesangbuch „Vater unser“ heraus. Sie können sich heute kaum vorstellen, was das für die Seelsorge bedeutete. Das alte „Vater unser“, das Pater Ulrich Steindlberger erstmals 1898 herausgegeben hatte, war seit dem Ersten Weltkrieg völlig vergriffen. Von da an gab es für den Gottesdienst nichts als ein ganz dünnes Vorbetbüchlein, schwarz mit Rotschnitt; es enthielt die Gebete nach der Predigt, die Gebete nach der Messe, die fünf approbierten Litaneien, das allgemeine Gebet für die Anliegen der Christenheit und einen Kreuzweg. Das war schon so ziemlich alles. Damit wurden sämtliche Nachmittagsandachten gestaltet: Jeden Sonntag nachmittags Aussetzung des Allerheiligsten, entweder in der Monstranz oder im Ziborium, eine Litanei, „Herr, erbarme dich unser“ usw.; sonst gab es nichts. Nur an den Höhepunkten des Kirchenjahres war eine musikalische Litanei, die vom Chor gestaltet wurde.

Und nun kam zum „Vater unser“ ein Vorbetbüchlein für Predigt und Vormittagsgottesdienst heraus, daneben aber ein dickes Vorbetbuch für die Nachmittagsgottesdienste. Damit läßt sich auch jetzt noch manche Andacht gestalten, auch wenn das Buch heute veraltet ist. Doch sei darauf aufmerksam gemacht: Ständig ganz Neues zu bringen, ist auch nicht immer förderlich. Gewisse Texte müssen sich einprägen und sollen dem ganzen Volk bekannt sein.

Nach dem Zweiten Weltkrieg

In der Kürze der Zeit kann ich nur noch Andeutungen machen. Erwähnenswert scheint mir, daß nach dem Zweiten Weltkrieg eine Reihe von Großkundgebungen stattfanden:

1949 Erster Landesjugendtag der Katholischen Jugend unter dem Motto „Reine Jugend — starkes Volk“

1951 Neun Bezirkskatholikentage im „Heiligen Jahr der Heimat“ mit dem Thema: Familie, Heiligung der Familie, Familiengebet. Wir haben damals massenhaft Texte ausgeteilt, damit die Familien wieder ein kurzes Morgen-, Abend- und Tischgebet in der Hand hatten.

(In diesem Jahr wurde auch der Familienfonds gegründet, der bis heute segensreich wirkt.)

1954 Marianischer Diözesankongreß, bei dem erstmals eine religiöse Großkundgebung im Linzer Stadion stattfand.

1955 Zweiter Landesjugendtag der Katholischen Jugend mit dem Motto „Wir in dieser Zeit“

1964 Dritter Landesjugendtag mit dem Motto „Auch du bist Kirche“

Die Bedeutung solcher Großveranstaltungen sehe ich darin, daß ein Gedanke, eine Wahrheit, eine Idee eindrucksvoll kundgegeben wird. Auch die viele organisatorische Arbeit hat einen Sinn. Solche Kundgebungen werden auf lange Hand vorbereitet. Wenn man sich aber z. B. mit einem Thema wie „Du bist Kirche“ überall ein ganzes Jahr in allen Jugendgruppen beschäftigt, können die Früchte nicht ganz ausbleiben.

Zum Abschluß erwähne ich das Zweite Vatikanische Konzil, das sehr wesentliche Impulse für die Seelsorge gebracht hat, und die Dritte Linzer Diözesansynode, die nicht zwei Tage, sondern drei Jahre gedauert hat, eine Synode (1970—1972), die von unten gewachsen ist, an der auch die Laien mitgewirkt haben und die als vielleicht wichtigste Einrichtungen den diözesanen Pastoralrat und die Pfarrgemeinderäte brachte.

Zusammenfassung

Was hat sich also in den sechzig Jahren, die ich zu überblicken versucht habe, gewandelt?

1. Gewandelt hat sich das Bild des Seelsorgers.

Noch vor Jahrzehnten gehörte er zu den wenigen „Gebildeten“ im Ort, zu den „Studierten“. Er war kraft seines priesterlichen Amtes „hochwürdig“. Auch das Pfarramt wurde mit „hochwürdig“ titulierte; Briefe wurden an das „hochwürdige Pfarramt“ gerichtet. Der Seelsorger wurde selbstverständlich von allen begrüßt. Die Kinder liefen ihm zu und küßten ihm die Hand. Heute wird der Seelsorger nach seinen menschlichen Qualitäten, nach seiner persönlichen Glaubwürdigkeit und nach seinem ernsten Einsatz beurteilt.

2. Gewandelt hat sich das Kirchenbewußtsein.

Während früher eigentlich nur Bischof und Priester, das heißt die Amtsträger, als „Kirche“ angesehen wurden, während sich die Gläubigen betreuen ließen und in der Kirche eine Art geistliche Versorgungs- und Versicherungsanstalt sahen, ist heute bei den aktiven Christen das Bewußtsein vorhanden: „Wir alle sind Kirche“, und wir alle müssen die Aufgaben der Kirche, die ihr von Christus übertragen sind, nach unseren Möglichkeiten, Fähigkeiten und Kräften mittragen und mitverantworten.

3. Gewandelt hat sich der Mitarbeiterstab des Seelsorgers.

War es früher der Mesner, der die Kirchendienste versah, der Totengräber, der den Friedhof betreute, und der Lehrer, dem der Organistendienst oblag, so hat heute darüber hinaus doch fast jede Pfarre aktive Laien, die auch zum Einsatz bereit sind, Männer und Frauen, Jugendliche, Amtsträger der KA und auch andere, die als „Laienapostel“ tätig sind, bis hin zu den Pfarrgemeinderäten, die zwar nicht in allen, aber doch in vielen Pfarren, in denen es auch der Seelsorger versteht, mit Laien zu arbeiten, sehr wesentliche Aufgaben erfüllen. Gar nicht zu reden von den hauptamtlichen Seelsorgsmitarbeitern, von den Seelsorgshelfern und -helferinnen, von den Jugendleitern und -leiterinnen usw., die es heute gibt.

4. Geändert hat sich die Liturgie.

Als Knabenseminaristen beteten wir noch den Rosenkranz während der Messe, ja Bischof J. C. Fließer (1941/1946—1955) wurde noch in Rom angezeigt, daß er den „Oktoberrosenkranz während der Messe“ abschaffen wolle, obwohl er an sich nur angeordnet hatte, man möge etwas früher damit beginnen, damit man bis zur Opferung mit dem Rosenkranz fertig sei. Heute wird die hl. Messe als der höchste Akt der Gottesverehrung erkannt und miterlebt, und der Tisch des Gotteswortes und des Gottesbrottes wird von denen gesucht und geschätzt, die nach einer wesentlichen Frömmigkeit streben. Ich kann nicht sagen, daß die Leute in der Messe mehr geworden sind, aber die, die sie mitfeiern, feiern sie sicher heute besser mit.

5. Gewandelt hat sich auch das Frömmigkeitsideal.

Während man früher geneigt war, an der Zahl und Länge der Gebete, an der Strenge des Fastens und der Bußübungen den Grad der Frömmigkeit zu messen, wird heute in einer christlichen Bewältigung des Berufes und des Familienlebens und in der Übung der Nächstenliebe das Kennzeichen wahrer Frömmigkeit gesehen, wobei allerdings auch die Gefahr einer Einseitigkeit gegeben ist, eines bloßen Horizontalismus.

6. Geändert hat sich das Objekt des Seelsorge.

Ich meine damit vor allem die stärkere Differenzierung der Menschen nach ihren Berufen und Bildungsgraden. Während man noch vor Jahrzehnten mit einer „Einheitsseelsorge“ den größten Teil der Gläubigen erreichen konnte, ist heute eine spezialisierte Seelsorge notwendig: eine Studentenseelsorge, eine Akademikerseelsorge, eine Arbeiterseelsorge, eine Betriebsseelsorge usw.

7. Geändert hat sich das Milieu der Menschen.

Diese sind heute weithin durch die Massenmedien geprägt, durch Zeitungen, Zeitschriften, Kino, Radio, Fernsehen. Darum muß heute die Seelsorge auch in diese Bereiche einsteigen (Kirchenzeitung, Filmkritik, kirchliche Fernseharbeit usw.).

Diese Auflistung ließe sich mühelos verlängern. Beispielhaft ist aber doch wohl Wichtiges angesprochen worden.

Wenn Sie aus meinen bescheidenen Ausführungen zwei Einsichten gewonnen hätten, würde ich mich freuen:

1. Vorsicht im Urteil und Toleranz, auch wenn heute nicht alles so geht, wie es wünschenswert wäre.
2. Optimismus und Geduld. In den vergangenen sechzig Jahren haben sich Dinge ereignet, die wir nie für möglich gehalten hätten. Nicht selten hat sich etwas, was zunächst als Gefahr für die Kirche angesehen wurde, später als Segen erwiesen. Das mag auch für die Zukunft, Ihre Zukunft, zutreffen.